Zeitschrift: Zürcher Taschenbuch

Herausgeber: Gesellschaft zürcherischer Geschichtsfreunde

Band: 3 (1880)

Artikel: Johann Caspar Schweizer und seine Gattin Anna Magdalena Hess : eine biographische Skizze von David Hess, 1822

Autor: Pestalozzi, F.O.

Kapitel: 1: In Zürich

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-984898

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

I. In Zürich.

Was ist es, das den Menschen unaufhaltsam vorwärts treibt? Es ist nicht bloß das thierische Lebensprinzip, es ist der inwohnende Geist, der sich, nach seiner eigenthümlichen Beschaffenheit, an moralischen Gegenständen üben, entwickeln und ausbilden muß. Zeitalter und Verhältnisse geben ihm seine Richtung. Die Vernunft soll bei seiner Thätigkeit vorherrschen, die physische Organisation, im Gleichgewicht mit den intellektuellen Kräften, jene Thätigkeit in Ausübung bringen. Wo aber dieses Gleichgewicht zwischen dem Geiste, der Vernunft und der thierischen Organisation nicht stattfindet, da wird der Geist entweder unter dem Druck unentwickelter Organe und mit unausgebildeten Seelenkräften vom Körper schlummernd fortgetragen, wie Millionen Menschen unbeachtet über die Erde dahin ziehen; oder er lodert wie ein Irrwisch auf, wirkt in unzweckmäßiger Anstrengung, die nirgends ihre folgerichtige Anwendung findet, zu viel oder zu wenig nach Außen und Innen, und wird alsdann, nach Maßgabe der Umstände, zum Unheil bringenden Fatum der Alten, das einzelne Menschen wie ganze Völker unwidersprechlich in's Verderben führt.

Ein solcher Mensch, den der edelste Geist zum Guten entflammte, dem aber jenes organische Gleichgewicht mangelte und dessen Wille und Kraft in beständigem Widerspruch wirkten, den daher auch das Fatum bis an sein Ende verfolgte, war Johann Caspar Schweizer von Zürich.

Von seinen ersten Familienverhältnissen sind allzuwenig Notizen übrig geblieben, um ganz bestimmte Anwendungen von den Einflüssen abzuleiten, die jene auf seine frühere Geistesrichtung haben mochten, daher können dieselben nur flüchtig angedeutet werden.

Schweizers Vater, Johann Caspar, war ein langer, starker Mann, von finsterem, beinahe menschenfeindlichem Ansehn, der selten aus seinem

Hause kam, und dann gewöhnlich nur im Schlafrock über die Gasse ging. Hitzig und lakonisch, ein sogenannter Schmählburger (frondeur), äußerte er sich oft, wenn etwas im Staate geschah, das seinen Beifall nicht erhielt, er hätte die beste Lust, zum Bürgermeister zu gehen und diesen todt zu schießen. Er widmete sich einzig seiner Handlung mit Baumwolltüchern und erwarb sich durch diese, sowie durch eingezogene Lebensweise, ein bedeutendes Vermögen.

Seine erste Gattin, Anna Escher aus dem Oberhofe, gebar ihm den ältesten Sohn, dessen Schicksale diese Blätter schildern sollen, im Dezember 1754; einen zweiten, Jakob, im November 1756; sie selbst aber starb im Juli 1760. Vier Jahre später, im April 1764, verheirathete er sich in zweiter, kinderlos gebliebener Ehe mit Anna Elisabetha, einer Schwester des berühmten Lavater, und folgte dann im Juli 1768 der ersten Gattin im Tode nach.

Seine Wittwe wohnte in seinem Hause mit den Kindern erster Ehe, bis sie sich wieder, im Juni 1772, mit dem Zeugherr Tauenstein im Hegibach verheirathete. Sie soll für Hausgeschäfte eine regsame Frau gewesen sein, dabei aber von ihres Bruders erhabenem Geiste nichts erhalten und wenig auf die Erziehung ihrer Stiefsöhne gewirkt haben, welche unter der Vormundschaft ihres unverheiratheten Oheims, Johann Heinrich Schweizer standen, der eine eigene Handlung mit ebenso gutem Erfolg wie sein Bruder führte. Das Geschlecht der Schweizer, welches im vorigen Jahrhundert bedeutende Magistratspersonen aufgestellt hatte, bestand damals in Zürich, mit Ausnahme einiger Geistlicher, aus wenig bemittelten Handwerksleuten und die beiden Brüder, Johann Caspar und Johann Heinrich, waren die ersten, welche sich durch Handelschaft ein, zumal für jene Zeit, beträchtliches Vermögen erworben hatten, jedoch ohne dadurch aus geachtetem Mittelstande hervorzutreten, und zu Staatsämtern oder Ehrenstellen befördert zu werden.

In wie fern Johann Caspar seinen Söhnen eine, ihrem zukünftigen Wohlstand angemessene und höhere Stufe in dem republikanisch-

bürgerlichen Leben durch Geistesbildung anzuweisen gedachte, indem er dieselben nicht in den öffentlichen Schulen, sondern durch Privatlehrer unterrichten ließ, ist ebensowenig mehr auszumitteln, als wer diese Lehrer waren, und was sie ihren Zöglingen eigentlich beizubringen suchten. Es finden sich einzig noch Spuren von einem H. Foßler aus Tuttlingen, der als Informator in einem andern Haus in Zürich angestellt war, und dessen Lehrstudien der ältere Sohn beiwohnte. Wahrscheinlich wurden beide Knaben schon früh in Pensions-Anstalten anderer Schweizerstädte untergebracht, indem sie von jeher eine fremdartige, von der gewöhnlichen zürcherischen abweichende Form des Benehmens, der Redensarten und Geistesrichtung verrathen haben. Aus dem Erfolg aber läßt sich schließen, daß bei keinem von beiden durch den erhaltenen Unterricht ein rein grammatikalischer und logischer Grund gelegt wurde.

Nach ihres Vaters Tode scheint Johann Caspar Lavater, als Bruder ihrer Stiefmutter, sich der Knaben angenommen und sich vorzüglich bemüht zu haben, denselben religiöse Gesinnungen beizubringen. Den ältesten Brief, der sich unter Schweizers nachgelassenen Papieren vorfindet, schrieb der damals 28jährige Lavater an Joh. Caspar Schweizer unterm 21. Februar 1770 nach Bern, wo dieser bei H. Bertrand u. Comp. wohnte, daselbst wahrscheinlich die Handlung erlernen sollte, und auch zur christlich-evangelischen Kommunion vorbereitet und aufgenommen wurde.

Ein anderer von Lavater unter 1. Dezember 1773 an beide Brüder, Joh. Caspar und Jacques, zugleich gerichteter Brief läßt uns dieselben in einem Handlungshause Beile & Wollank in Marseille finden. Lavater, dessen Briefe damals noch nicht so ideenreich und eigenthümlich wie die spätern waren, spricht am Ende seinen Segen, wie von der Kanzel, über sie aus und ersucht sie, ihm ihre Schattenrisse zu schicken. Von Marseille scheint der jüngere, Jaques, sich dann nach Italien gewendet zu haben; Johann Caspar hingegen kehrte um das Jahr 1774 nach Zürich zurück.

Von nun an tritt sein Bild aus dämmernder Vergangenheit uns allmälig bestimmter entgegen.

Er war von mittelmäßiger, eher kleiner Statur, schmächtig und zart gebaut und hatte dünne Schenkel und Beine, mit etwas eingebogenen Knieen. Sein Kopf war schmal, lang und spitzig, die Stirne hoch, das Haar blond und weich wie Seide. Die Wangen waren flach, die Nase trat, in der Mitte sanft gebogen, bedeutsam aus dem Gesichte hervor, auf seinen Lippen schwebte gewöhnlich ein sardonisches Lächeln, und aus den hellen, blaßblauen Augen blickte unter hohen Braunen, neben herzicher Gutmüthigkeit, ein unruhiger Geist.

Im dritten Theil der Physiognomik (Abschn. VI, Fragm. X Nr. 154) finden sich zwei Profilbildnisse, die Schweizer selbst vorstellen sollen; sie können aber nicht ganz ähnlich gewesen sein, was Lavater auch eingesteht. Sein Urtheil über beide zusammen lautet: „Kein Alltagsgesicht! Die Augen, noch mehr die Nase, am meisten „der Mund, sind ganz entscheidend für Ungemeinheit des Geistes. „Die Stirn ist sehr leicht und hell auffassend, das Auge schnell „erblickend, aber beide ohne allen ruhigen Scharfsinn. „Und dann abermals schwächt die hohe Augenbraune den Ausdruck der „Verstandeshelle. Güte ist im Munde sichtbar. Auch das Kinn hat „Verstandeskraft.“ Von den vielen Bildnissen, die von Schweizer verfertigt wurden, wird das in spätern Jahren und in Amerika von Sharples in Pastel gemalte, für das ähnlichste gehalten. Nach diesen habe ich die hier beigefügte schwache Nachbildung gemacht.*)

Schweizer's ganzer Habitus deutete auf eine körperliche Beschaffenheit, welche seinen geistigen Regungen die Waage nicht zu halten vermochte. Seine Bewegungen waren unstät und zappelnd, und den Kopf drehte er selten langsam, sondern meistens ruckweise. In seinem Innern pulsirte ein immer fast krampfhaft bewegtes Leben, und die gesteigerte

*) Eine Nachbildung dieser dem Manuscript beigefügten Copie im Taschenbuch zu bringen, schien nicht empfehlenswerth, da sie vom Original schließlich wenige genaue Züge wiedergeben könnte. Das gleiche gilt auch vom Bilde Magdalene Schweizers.

Reizbarkeit seines Nervensystems machte ihn für die Aufnahme aller äußern Gegenstände um so empfänglicher, als jeder neue Eindruck den gleich zuvor erhaltenen wieder verdrängte.

Seine geistige Entwicklung fiel in den Zeitpunkt, wo die französische Literatur sich allgemein in der Schweiz ausgebreitet hatte, und da er, bei öfterer Ortsveränderung, ohne folgerichtige Erziehung und unter keiner strengen Schulzucht gehalten, mit eigentlicher Gier Alles zu lesen pflegte, was ihm unter die Hände fiel, so überhäufte er sein gutes Gedächtniß mit einem Schwall neuer Ideen, die größtentheils im grellsten Gegensatz mit altzürcherischer Förmlichkeit und Allem standen, was in seinen heimischen Umgebungen üblich war. Er verschlang Rousseau's Schriften und vorzüglich dessen Contrat social, aus welchem er sich den Grundbegriff von bürgerlicher Freiheit ableitete, stellte gerne Paradoxen auf, vertheidigte dieselben mit großer Lebhaftigkeit und sprach oft und über die gleichgültigsten Dinge mit einem an Exaltation grenzenden Feuer, wobei ihm die Worte wie ein Strom von den Lippen flossen, indem er fremde oder eigene Gedanken mit einer glänzenden Beredtsamkeit vorzutragen wußte, die aber gewöhnlich mehr durch Sophismen blendete, als durch wahre Gründlichkeit überzeugte. Eine entzündete Phantasie herrschte überall bei ihm vor, er sah die Welt und das Treiben der Menschen nie anders als durch das Prisma der Poesie. Mit tief innewohnendem Gefühl für Recht und Gerechtigkeit, war er immer bereit, den Handschuh für die Vertheidigung jedes, wenn auch nur scheinbar Unterdrückten hinzuwerfen und eine Lanze für ihn zu brechen in Schimpf und Ernst.

Mit solchen bereits mehr oder minder entwickelten Anlagen und Neigungen kam er als zwanzigjähriger Jüngling nach Zürich zurück. Das väterliche Haus war seit der zweiten Heirath seiner Stiefmutter und während der Abwesenheit beider Brüder vermiethet, die Handlung von seinem Oheim und Vormund in dessen Wohnung auf der Hofstatt gezogen und durch einen erprobten Buchhalter gewissenhaft fortgeführt worden. Bei diesem Oheim wohnte Schweizer nun und sollte seiner

Handlung selbst vorstehen lernen. Aber seine Lebhaftigkeit gestattete ihm selten länger als eine Stunde auf der Schreibstube sitzen zu bleiben. Immer fand er einen Vorwand, sich auf und davon zu machen, oder irgend einer Angelegenheit nachzujagen, die gewöhnlich in keinerlei Beziehung mit Demjenigen stand, was sein Lebenslauf hätte werden sollen. Dabei wußte er in geselligen Kreisen und bei dem schönen Geschlechte gefällig aufzutreten; seine unterhaltende und unerschöpfliche Gesprächigkeit verschaffte, nebst dem Ruf seines Reichthums, ihm überall eine günstige Aufnahme.

Sein Oheim war ein heiterer, sanfter und gutmüthiger alter Mann. Wenn auch ganz Kaufmann und nur seinen ausgebreiteten Geschäften lebend, ergötzte er sich doch an den, ihm selbst mangelnden literarischen Kenntnissen seines Neffen, den er mit väterlicher Zärtlichkeit liebte und ließ denselben gewähren, ohne ihm irgend einen Zwang aufzulegen, wahrscheinlich in der Voraussetzung, dessen Vermögen sei, nebst demjenigen, was er noch von ihm selbst zu erwarten hatte, groß genug, um seinen Neigungen folgen zu dürfen, ohne noch ängstlich auf Vermehrung desselben bedacht zu sein. Er hoffte, eine frühe Heirath würde den jungen Schwärmer in's Gleichgewicht bringen, ihm die noch mangelnde Selbstständigkeit verschaffen und alles Uebrige sich von selbst geben.

Die Gelegenheit, eine solche Verbindung anzubahnen, wurde bald durch Schweizer's Stiefmutter herbeigeführt.

Anna Magdalena, geboren den 9. September 1751, war die dritte Tochter meines Oheims, Herrn Postdirektor Joh. Jakob Heß; ein sonderbares Wesen, voll inniger, unzerstörbarer Herzensgüte, mit leicht beweglichem Sinn und lebendiger Phantasie, bei entschiedenem Phlegma und daraus entstehender Sorglosigkeit. Selten fand sich noch eine solche Vereinigung von Ideenthätigkeit und körperlicher Trägheit, wie diese widersprechenden Eigenschaften Magdalenen schon als Kind

charakterisirten. Alles außer sich beachtend, in sich selbst auffassend und auf eine eigenthümliche Weise verarbeitend, konnte sie in ihrer frühesten Jugend stundenlang unbeweglich sitzen und liegen, und nur in ihren großen rollenden Augen zeigte sich das innere Leben, mit dem Anstrich eines oft an förmlichen Muthwillen ausartenden Leichtsinns, der sich in allerlei launigten Einfällen äußerte. So gering auch die Forderungen waren, die das Zeitalter damals noch in wissenschaftlicher Beziehung an junge Frauenzimmer machte, so mochte doch Magdalene von dem Wenigen, was sie hätte lernen sollen, nicht das Geringste ergreifen und festhalten; sie machte alle Lehrer und Schulbasen, die freilich in der Regel alle Kinder über den nämlichen Leisten zu schlagen pflegen, irre durch Späße und Schwänke und konnte mit Noth an einem Strumpfe stricken, indem ihr auch weibliche Handarbeiten nicht zusagten. Da halfen weder die Ermahnungen der strengen Mutter, noch das bessere Beispiel ihrer Schwestern; sie blieb sich gleich: nicht halsstarrig widerstrebend, sondern bloß in gemüthlicher Unthätigkeit, und der Vater, ein grundguter Mann, der öfters über ihre Verstocktheit lachte, mußte sich endlich entschließen, um dieser bereits sechszehnjährigen Tochter wenigstens einen Anstrich von Erziehung und Unterricht geben zu lassen, dieselbe im Jahr 1767 nach Neuenburg zu verpflanzen, woselbst zwei Schwestern de Gélieu ein Mädchen-Institut von zwölf Plätzen hielten.

Hier befand Magdalene sich in einem Kreise von Altersgenossinnen aus verschiedenen Schweizerstädten und hätte wohl manches Versäumte nachholen können, wenn sie nur mit einiger Lust dazu begabt gewesen wäre. Allein sie trieb es wie zu Hause fort und lernte nichts, nicht einmal tanzen, was ihr auch zu unbequem war, ergötzte aber die ganze Pension durch ihre Possen, mitunter auch durch kleine Intriguen, die sie auf die feinste und drolligste Weise unschädlich durchzuführen wußte.

Ihres Bleibens war hier nicht lange. Die bürgerlichen Unruhen, welche damals in Neuenburg stattfanden, bewogen ihren Vater, sie schon im März 1768 anderswo unterzubringen, und so kam sie zu einer Frau

von Rodt, geborene Imhof in Bern, welche mit Magdalenen's Eltern in den Bädern zu Baden bekannt geworden, und deren Gemahl Landvogt zu St. Johann war.

Diese Dame hatte keine Kinder, und da sie in der Einsamkeit ihres Schlosses einer aufmunternden Gesellschaft bedurfte, und Magdalenen's Einfälle und Gutmüthigkeit ihr besonders zusagten, so behielt sie dieselbe über vier Jahre bei sich, ohne jedoch im Geringsten für ihre Ausbildung zu sorgen, so daß das phantastische Mädchen sich unbedingt seinen Launen und Neigungen überlassen durfte und endlich mit keinem andern wesentlichen Gewinn in das väterliche Haus zurückkehrte, als daß sie nun ziemlich geläufig französisch parlieren konnte.

Bei so gänzlichem Mangel an zweckmäßiger Leitung hätte aus Magdalene ein durchaus verschrobenes Geschöpf werden können, zumal das kleine, zartgebaute, aber kugelrunde Mädchen reizend und zu galanten Intriguen nicht ungeneigt war, wenn ihr oberflächlicher Leichtsinn nicht stets durch ein treffliches, argloses und kindlich unbefangenes Gemüth wäre überwogen worden. Alle übrigen bessern Eigenschaften, die dazumal noch in ihrer Seele schlummerten, wurden erst in der Folge und durch die Verhältnisse entwickelt.

Ihre Wiedererscheinung, als aufgeblühtes Mädchen, das sich auf eine eigenthümliche Weise kleidete und geberdete, erregte einiges Aufsehen in dem kleinen Kreise der Zürcherwelt. Sie hatte bald einen Hof von jungen Leuten um sich her versammelt; weil ihr aber beigebracht worden, sie könne ihren Hang zur Unabhängigkeit nur bei einem reichen Manne befriedigen, und da ihr Herz noch frei war, so trieb sie bloßen Spaß mit Freiern, welche ihr den gewünschten Wohlstand nicht hätten verschaffen können, lockte dagegen in unverdachtem Muth und ohne daß ihr Ernst dabei war, solche an, welche ihr als gute Parthien geschildert wurden, und nahm einmal sogar eine Hasenscharte auf's Korn, der sie sich aber doch wahrscheinlich nie ergeben hätte.

Einige Jahre verflossen unter solchen Tändeleien. Sie brachte öfters Wochen und Monate bei meinem Vater auf dem Lande zu, der

die lustige Mäde, welche ihn immer aufzuheitern wußte, von Herzen liebte und bis an seinen Tod ihr treu besorgter väterlicher Freund blieb. In Scherz und Ernst ermahnte er sie, wenn sie etwa vom Balkon vorüberreitenden Herren ehrerbietige Referenzen machte, und sich dabei halb krank über dieselben lachen wollte, den günstigen Zeitpunkt einer sichern Verbindung nicht zu verscherzen, und da sie im Hegibach, bei der mit ihren Eltern befreundeten Familie Tauenstein, den kürzlich aus der Fremde heimgekehrten Schweizer gewöhnlich antraf, und dieser sich bald als ihren Anbeter erklärt hatte, so fing sie an, sich diesem zu nähern, obgleich er drei Jahre jünger als sie selbst war.

Ihre Orginalität hatte Schweizer, der ebenfalls orginell war, zuerst angezogen; ihre Naivetät und reizende Jugendblüthe fesselten ihn. Er hätte aber nicht bloß eine schöne, sondern zugleich auch eine gebildete Frau besitzen mögen. Bei jeder Gelegenheit erkundigte er sich, ob sie Gefallen an guter Lektüre finde, ob sie dieses und jenes neue Buch schon kenne. Die feine, kleine Hexe, die sonst nichts zu lesen pflegte, stellte sich an, als wäre das ihre liebste Unterhaltung, und beklagte sich immer nur über Mangel an Büchern und Anleitung, dergleichen mit Nutzen zu studiren. Schweizer, der alle neuen Schriften sammelte, beeilte sich, ihr ganze Korbladungen voll in's Haus zu schicken, in der Hoffnung, sich über den Inhalt derselben mit ihr besprechen zu können. Magdalene durchstöberte gewöhnlich bloß die ersten und letzten Blätter dieser Bücher, um doch etwas davon sagen zu können; mitunter bekam sie Schweizer unaufgeschnitten zurück. Wollte er die Freundin darüber zur Rede setzen, so verstand sie es immer sich herauszuhelfen; ihre muntere Laune wußte den Verliebten mit andern als gelehrten oder sentimentalen Gegenständen zu unterhalten; die Anverwandten beider jungen Leute beförderten ihre gegenseitige Neigung, sie verlobten sich, und wurden den 11. Juli 1775 getraut.

Schweizer bezog nun mit seiner Gattin seine väterliche Wohnung „zum Streit“ in der kleinen Brunngasse. Es war ein ziemlich geräumiges, aber dunkles und unfreundliches Haus, in welchem er sich niemals einheimisch fühlte, obgleich er allerlei Verschönerungen darin hatte anbringen und ein Zimmer mit einer kostbaren, von Wüest gemalten Tapete behängen lassen. Der romantische Sinn des jungen Ehepaares sehnte sich aus der engen Gasse in's freie Grüne, und so mietheten sie, bald nachdem sie sich in der Stadt eingerichtet hatten, ein ländliches Häuschen in Wiedikon, wo sie über die Honigmonate ein arkadisches Leben führten. Magdalene, die, ohne eigentlich kokett zu sein, sich immer anders als nach der herrschenden Mode zu kleiden pflegte, steckte sich nun in ein weißes schäferliches Gewand, mit aufgeschürzten Aermeln und rosenrothen Schleifen, worüber mein guter Vater, wie sie zum ersten Male in diesem Aufzug bei ihm erschien, in ein unwiderstehliches Gelächter ausbrach. Schweizer machte Verse, schweifte zu Fuß und zu Pferd in der Gegend umher und beide schwärmten so lang, bis ihr veränderlicher Sinn des Landlebens satt wurde und der Spätherbst sie wieder in die Stadt zurückführte.

Hier bekamen sie bald einen Gast, der eigentlich gar nicht zu ihnen paßte und der sie zuerst mit den Sorgen des Lebens bekannt machte, den sie aber mit treuer Liebe bei sich aufnahmen.

Schweizers jüngerer Bruder, Jacques, ein kleiner, pockennarbiger, satyrischer Mensch, der früh schon Witz und Geist, zugleich aber auch Hang zu allerlei Verirrungen gezeigt, hatte sich einige Zeit in Italien herumgetrieben und war dann nach Neuenburg gekommen. Dort äußerten sich Spuren von Ueberspannung bei dem verwahrloseten Jüngling. Er schwärmte manchmal Tage und Nächte lang mit Rousseau's Emil in der Tasche in den Wäldern herum, ward endlich entschieden wahnsinnig und in diesem traurigen Zustande von seinem ältern Bruder nach Zürich zurückgeholt.

Alles was ärztliche Hülfe und ängstlich besorgte Pflege nur immer leisten können, war vergebens an dem Unglücklichen versucht worden. Das Uebel nahm auf solchen Grad überhand, und der Verrückte, welcher ein boshafter Narr geworden, spielte seinem Bruder und dessen Gattin, die er Madame Poudrière zu nennen beliebte, so arge Streiche, daß Schweizer genöthigt wurde, denselben bei dem Pfarrer Keller in Schlieren unterzubringen, dessen psychologische Einsichten sich bei dem Unterricht von Taubstummen zu einer Zeit bewährte, wo das System des Abbé de l'Epée in der Schweiz noch gar nicht bekannt war.

Auch dort blieben alle Versuche, den armen Jacques zu besänftigen und herzustellen, fruchtlos. Er ging tagelang schalkhaft lächelnd und genau die nämliche Richtung beobachtend, im Zimmer auf und nieder, ohne ein Wort zu sprechen. Andere Male schwatzte er unaufhörlich darauf los, faselte von seinen Liebschaften in Italien, besonders viel von einer Signora Lauretta, und wenn er auch unter des Pfarrers Aufsicht sich zuweilen mit Uebersetzungen aus italienischen oder französischen Büchern, die er weit besser als sein Mentor verstand, zu beschäftigen schien, so wachte plötzlich wieder die Lust in ihm auf, Jemand zu mißhandeln, was er mit Löwenstärke und schadenfroher Behendigkeit ausübte. Er jagte einst mit einem erhaschten Messer den Pfarrer im ganzen Hause herum und konnte nur durch mehrere herbeigerufene handfeste Männer zu Paaren getrieben werden. Nach solchen Szenen brach er dann in unbändiges Gelächter aus und spottete seiner Wächter.

Schweizer, der wenigstens zweimal wöchentlich nach Schlieren ritt, beschäftigte sich unaufhörlich mit Plänen zu seiner Heilung und wollte immer nur gelinde Mittel an ihm versucht wissen. Aber diese schlugen alle fehl und Doktor Hotze, der den Kranken behandelt hatte, und sein Uebel genau kannte, schrieb einst an jenen: „Ihr Bruder hat dießmal „nur zwei Sinne: der eine liegt auf der Haut, der andere in seinem „Magen. Alle übrigen sind stumpf und todt. Wer das bei seinem „Erziehungsplane nicht glaubt und nicht benutzt, und durch diese zwei „Oeffnungen nicht sucht in die übrigen verstopften Gänge einzudringen,

„der dreschet leeres Stroh und bereitet sich selber neue Prügel und das „alles comme de raison."

Jacques ward in der Folge von 1781 bis 82 zu Tobler auf die Au gebracht, um daselbst unter Hotze's näherer Leitung zu stehen. Da es aber nicht besser mit ihm wurde, kam er (1782) wieder nach Schlieren, und endlich im November 1788 zu Schweizer's Buchhalter, Diggelmann, an die obere Straße. Er verlor allmälig den Gebrauch der Sprache, sank vollends zum Thier hinab und lebte in diesem beklagenswerthen Zustand noch viele Jahre fort.

Gleich wie Schweizer durch die Geistes-Zerrüttung seines Bruders, ebenso tief wurde auch Magdalene betrübt durch den frühen Tod ihrer drei Schwestern, mit welchen sie stets im besten Vernehmen gelebt hatte. Die älteste, Regula, war mit dem Landschreiber Jakob Heß, dem Gehülfen ihres Vaters am Postamt, verheirathet, und starb in Folge eines höchst unkluger Weise gegen die Neigung zum Beleibtwerden angewandten Mittels; die zweite, Susanna, eine zart religiöse Seele, war die erste Gattin des damaligen Rathssubstituten und nachherigen Statthalters Hs. Cd. Hirzel und schien schon hienieden mit ihren schönen dunkelbraunen Augen mehr in die zukünftige, als in diese Welt zu blicken; vor allem aber lebt in meiner Erinnerung die jüngste der vier Schwestern, Martha, der Liebling aller Menschen, die dieses sanfte, fromme, schwärmerische Naturkind beobachten konnten. Bei schwächlicher Körperbildung strebte die Psyche vor der Zeit, die leichtgewobene Chrysalide zu durchbrechen. An einem düstern Winterabend, als Magdalene mit ihrer Mutter und einigen Anverwandten wehmüthig an ihrem Lager saß und die tiefe Stille nur durch den einförmigen Pendelschwung der Wanduhr und durch das leise seufzerähnliche Athmen der Kranken unterbrochen wurde, schauerten die Anwesenden alle zugleich über einem lauten Krachen zusammen, das plötzlich von Außen hereindrang und dem ein harmonisches Gesäusel folgte. Sie blickten einander bedenklich an und wagten es lange nicht, sich nach der Ursache dieses sonderbaren Geräusches umzusehen, das gleich wieder aufgehört hatte. Endlich ergab es sich

bei der Untersuchung, daß an einem im Nebenzimmer befindlichen Fortepiano drei Saiten im nämlichen Augenblick gesprungen waren. Als Tags darauf bei der ältern Schwester Süsette von dem Schrecken der Frauen über dieses Geräusch die Rede war, sprach jene bedeutend und in prophetischem Geist: „Drei Saiten, drei Schwestern!“ Ihre Ahnung hatte sie nicht getäuscht. Der Engel des Todes entführte Marthen schon im Dezember 1779; Regula im März und Süsette im April des folgenden Jahres; alle drei in dem kurzen Zeitraum von vier Monaten.

Ich werde Marthen, obwohl ich, als damals noch kleiner Knabe, sie wenig gekannt hatte, nie vergessen. Ihre Leiche war die erste, die ich sah. Eine düstere Kerze brannte in der Todtenkammer. Die sanfte Gestalt lag starr, wie ein Bild von weißem, durchsichtigem Wachs, mit gefalteten Händen in dem engen Sarg von duftendem Tannenholz. Auf einem Kasten daneben stand ein Schädel, den die entschlummerte immer in ihrem Schlafzimmer aufgestellt hatte. Mein Vater, der mich mitgenommen, als er die theure Nichte zum letzten Male sehen wollte, drückte ihre kalten Hände und flüsterte ihr, als könnte sie ihn noch vernehmen, die Worte zu: „Fahr wohl, Martha, und grüße mir drüben meine geliebte Frau (meine Mutter war vier Jahre früher gestorben)!“

Durch diesen Verlust ihrer Geschwister blieb Magdalene, zu ihrem aufrichtigen Bedauern, die einzige Erbin ihres bemittelten Vaters. Inzwischen heiterte ein sorgenfreies, unter mannigfaltigen Zerstreuungen wechselndes Leben ihren Gesichtskreis bald wieder auf.

Als Schweizer, nach dem Buchstaben des Gesetzes schon durch seine Verheirathung im 21. Jahre mündig, indeß erst im 26. (1780) durch seinen Oheim in den freien Besitz des väterlichen Vermögens eingesetzt worden war, verließ er sein dunkles Haus in der engen kleinen Brunngasse, kaufte sich dafür ein schöneres, zum untern Berg genannt, in einer anmuthigen Lage am untern Hirschengraben, richtete dasselbe auf

das Bequemste ein, und zog nun auch seine Handlung mit Baumwollentüchern dahin.

Konrad Diggelmann von Oberstraß, der schon unter Schweizer's Vater als Buchhalter angestellt gewesen, ein Mann aus der guten alten Zeit und wie die neue schwerlich mehr einen solchen aufzuweisen hat, unermüdlich in der Arbeit, einfach und anspruchlos, unerschütterlich treu, nie auf seinen eignen und immer auf den Vortheil seines Prinzipales bedacht, und längst erfahren in allen Details dieser sichern, im In- und Ausland seit vielen Jahren durch ihren nie bezweifelten Kredit rühmlich bekannten Handlung, führte und erhielt dieselbe in ihrer gewohnten und immer gleichen Gewinn bringenden Weise fort. Schweizer hatte dabei nichts anderes zu thun, als Briefe und Wechsel zu unterzeichnen und konnte über den Ertrag dieser Goldgrube nach Willkür verfügen.

Das Vermögen des unglücklichen Jacques befand sich ganz in seines ältern Bruders Händen, der als Vormund über ihn gesetzt war. Dieses Vermögen wurde jenem zwar alle Jahre nebst dem Ertrag der Zinse auf der Rechnung gutgeschrieben; da aber nicht die geringste Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daß Jacques jemals wieder zum Verstande kommen könnte, und Schweizer für die Befriedigung aller seiner Bedürfnisse reichlich und brüderlich sorgte, so gewöhnte sich Caspar, diesen Antheil in so ferne schon als sein Eigenthum zu verwalten, daß er denselben mit in alle seine Finanzoperationen verflocht, ohne irgend einer Behörde darüber Rechenschaft ablegen zu müssen.

In ihrer Verbindung mit Schweizer fühlte Magdalene sich über die Maßen glücklich. Sie hatte ihn zwar nicht aus blinder Liebe und eher aus Vernunftsgründen geheirathet; allein so wie ihr Gemüth sich immer mehr entfaltete, wie der Kreis ihrer Ideen sich erweiterte und vorzüglich weil sie täglich mehr von dem seltenen Edelmuth ihres Gemahls überzeugt wurde, so hieng sie mit einer stets zunehmenden Innigkeit an ihm, die endlich an Vergötterung grenzte. Ward er etwa krank, so rang sie die Hände, und wollte fast verzweifeln. Sie

kniete dann vor ihn hin, flehte für seine Erhaltung und rief: „Männli, o Männli, ohne Dich könnte ich keine Stunde länger leben!“

Schweizer forderte aber auch durchaus nichts von ihr, was bindend oder lästig für ihre Neigungen hätte sein können. Eine Herrenhuterin, redlich wie die meisten Mitglieder dieser Sekte, stand der Küche, dem Keller, der ganzen Haushaltung vor, und regierte aus ihrem eignen Stübchen die übrige Dienerschaft. Selbst die Ausgaben verrechnete sie nicht der Frau des Hauses, sondern dem guten Papa Diggelmann, wie dieser Phönix aller Buchhalter und Kassirer genannt wurde. Magdalene hatte für keine prosaischen Lebensbedürfnisse zu sorgen; was ihr gelüstete, ward auf der Stelle angeschafft, und so erwarb sie sich auch nie den geringsten Begriff von ökonomischen Angelegenheiten. Sie brachte ihre Muße im Halbdunkel ihres gegen die Gartenterrasse liegenden niedlichen Zimmers auf weichem Canapee hingegossen, mit Lesen, — denn Schweizer hatte ihr nun wirklich Geschmack für Lektüre beigebracht, — mit Träumen, oder im Besuchzimmer bei geselliger Unterhaltung zu und entwickelte dabei ihre angeborene und seltene Gabe, die Menschen zu beobachten, indeß der Körper einer behaglichen Ruhe pflegte. Freilich faßte sie damals, in jugendlicher Unerfahrenheit, noch bloß das Lächerliche, oder sonst Auffallende an der Außenseite der Leute auf und erst in der Folge schärfte sich ihr instinktmäßiges Talent, das Innere derselben zu durchschauen.

Langten unerwartete Gäste an, so rührte sie nur die Klingel; dann trat die alte Gritte mit dem ehrlichen Gesicht voll ernster Falten unter der schwarzen Spitzenhaube herein, erhielt einen Wink und die Tafel wurde mit Allem, was Leckeres aufzutreiben war, besetzt.

Schweizer, in seinem mannigfalten Treiben, fand selten Zeit, sich anhaltend mit seiner Gattin zu beschäftigen. Allein er verehrte sie in eben dem Maße, wie sie ihn vergötterte. Er betrachtete sie in ihrer kindlichen Gemüthlichkeit wie einen Schutzgeist, der ihm zur Begleitung beigestellt worden, dessen all zu bescheidenen Winken er aber in Zeiten der Prüfung leider wenig, ja gar kein Gehör gab.

Uebrigens gestatteten beide einander die unbedingteste Freiheit in allen Lebensverhältnissen, und wenn auch in den ersten Jahren Schweizern hie und da ein kleiner Schauer von Eifersucht, vielleicht im strengsten Sinne nie ganz ohne Grund, anwandeln mochte, so setzte er sich darüber in der Folge, als über eine Schwachheit, die einem über das Gewöhnliche erhabenen Geist nicht zieme, vollkommen hinweg. Freiheit in jeder Beziehung schien das Gesetz und die Bedingung ihrer beidseitigen Existenz zu sein. „Je dois être libre comme l'air", war Magdalene's beständiger Ausruf. Er und sie ließen sich eben so wenig durch die Forderungen äußerlicher Formen binden, als sie andern mit solchen Zumuthungen lästig fielen. Wer aber einmal ihre schwache Seite erspäht hatte, und diese benutzen wollte, der konnte nach Belieben auf sie wirken, wenn es nur nicht mit dem Anschein eines überlegten Vorsatzes geschah.

Magdalene war, bei ihrer kleinen, aber niedlich geformten und ausgerundeten Gestalt und ihrer bedeutenden Gesichtsbildung eine äußerst einnehmende Frau. Ihre großen, blauen und seelvollen Augen übten einen unwiderstehlichen Zauber aus, und sie war öfters der Gegenstand vielseitiger Aufmerksamkeit vorzüglicher Männer. Sie zeichnete sich auch durch eine besondere Kleidung aus, indem sie die damals übliche Frauenzimmertracht abgelegt hatte und weder hoch frisirte und gepuderte Haare noch Poches (breite, mit Fischbein ausgewölbte Anhängtaschen), noch einen langen steifen Panzer von Schnürbrust oder hohe Absätze an den Schuhen trug. Sie kleidete sich vielmehr ganz nach eignem, phantastischem, zum Theil Gemälden und Antiken abgeborgten Geschmack. Ihre Tuniken waren mit einem Gürtel unter der Brust zusammengeheftet und ihre reichen, prächtigen braunen Haare, von Federn überschattet, in breiten Flechten um den Kopf gewunden.

Ihr Nervengewebe war äußerst reizbar; jede Veränderung der Atmosphäre spannte dasselbe auf oder ab. Sie spürte, zumal in horizontaler Lage, die geringsten Schwingungen des Bodens und sprach

zuweilen von empfundenen Erderschütterungen, die Niemand von ihrer Umgebung bemerkt haben wollte, wovon aber gewöhnlich später bestimmte Nachrichten aus der Ferne anlangten, die genau die Stunde angaben, in welcher Magdalene von dieser Empfindung beunruhigt worden war. Sie hatte auch eine, wie wohl nie ganz entwickelte Gefühlsfähigkeit für unterirdische Electricität, was sie „mes rapports avec la nature“ nannte, und wurde von kleinen Schauern bewegt, wenn sie über verborgenen Quellen stand. Eine solche vermuthete sie hinter Schweizers Haus in Zürich und ruhte nicht, bis er nachgraben ließ, wo sich dann auch wirklich ein dünnes Fädchen Bergschweiß vorfand, das gefaßt wurde und jetzt noch einen Brunnen daselbst versieht.

Schweizer machte in Zürich ein weniger glänzendes als angesehenes Haus, das der Sammelplatz einer sonderbar gemischten, durch ihre Mannigfaltigkeit unterhaltenden Gesellschaft war. Der Hausherr und seine Gemahlin eigneten sich aber von ihrer Seite auch ganz dazu, die verschiedenartigsten Menschen anzuziehen; jener durch das Wetterleuchten seines Geistes und durch seine paradoxen Meinungen und Lebensansichten; diese durch ihre Schönheit, durch kindlich naive Güte und eine Aufrichtigkeit, die sich ohne Hehl in den kühnsten Wahrheiten aussprach und dennoch nie beleidigen oder mißdeutet werden konnte. Schweizer, der seine Handlung durch so reine und thätige Hände besorgt wußte, wurde durch solche Geschäfte nie gehindert, mancherlei Bekanntschaften anzuknüpfen, und Magdalene war, wie bereits erwähnt worden, ebenso bequem eingerichtet. Wer aber günstigen Eingang bei beiden finden wollte, mußte auch, da sie es selbst waren, auf irgend eine Weise originell sein; alsdann kam weder Stand, noch Reichthum oder Armuth des neuen Hausfreundes in Betrachtung. Es wäre merkwürdig, alle die verschiedenen Menschen nennen und schildern zu können, die sich damals abwechselnd bei Schweizer einfanden. Drei seiner treuesten Jugendfreunde, die aber keiner Ueberspannung huldigten, waren Hs.

Caspar Schinz, jetzt des Rathes, dessen Schwager Caspar Schultheß von Hottingen und Leonhardt Schultheß zum Rechberg, ein erfahrner praktischer Kaufmann. Diese hielten ihn, so lange es noch möglich war, von manchem Fehltritt ab, wozu ihn seine brennende Phantasie immer hinreißen wollte. Einheimische und fremde durchreisende Gelehrte, Schöngeister, Künstler und Weltleute zogen wechselweise ein und aus. Unter jenen befanden sich zum Beispiel: Lavater, Pfenninger, der Canonikus Steinbrüchel, der Zunftmeister Bürkli, H. Füßli, der Gelehrte und Buchhändler, Leonhardt Meister, Pestalozzi, Doktor Hotze, Heinrich Füßli, ehe dieser berühmte Maler nach London zog, u. s. w. Unter den Ausländern Göthe und der Herzog von Weimar, während ihrer Anwesenheit im Jahr 1779 (für diesen Letztern malte Füßli Magdalenen's Bildniß, das wahrscheinlich noch irgendwo in Weimar zu finden wäre); Wilhelm Gottlieb Becker; ein früh verstorbener Graf von Giech; zwei holländische Grafen von Bentink; Wilhelm Tischbein (der Neapolitaner, welcher Magdalene in ihrem eigenthümlichen Kostüm gemalt hat, nach welchem großen kräftigen Bildniß die nebenstehende Kopie gezogen wurde*); dessen jüngerer Bruder, u. a. m. Schöne und gebildete Frauen gehörten mit zu diesen Verhältnissen. Der Oberstlieutenant des zürcherischen Regimentes Steiner in französischen Diensten, Hirzel von St. Gratien, hatte seine Gemahlin, eine geborne Noublat von Belfort, nach Zürich gebracht und sich daselbst häuslich mit ihr niedergelassen. Sie war angenehm, geistreich, gewandt und Lavater ganz von ihr bezaubert. Magdalene hatte täglichen Umgang mit dieser Dame, welche die sogenannte französische Cotterie stiftete, von der noch einzelne alte Leute in Zürich übrig geblieben sind, die sich durch feine Sitten und einen guten gefälligen Ton auszeichnen. Auch die berühmte Branconi schloß sich, so lange sie hier war, an Magdalene an, obgleich Schweizer diesen Umgang keineswegs begünstigte, indem er seine Gattin nicht

*) Es ist mir nicht bekannt, ob das Original sich vielleicht noch irgendwo in Zürich befindet.

gern mit einer, wenn auch noch so geistvollen Frau, welche die Maitresse eines Fürsten (des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel) gewesen, in Verbindung sah.

Das Zusammentreffen so vieler bedeutender Menschen wurde durch Witz, Laune und Umschwung neuer und eigenthümlicher Gedanken belebt. Mit Karten wurde hier selten gespielt. Wenn die Männer nicht unter sich über gelehrte oder politische Gegenstände discutirten, was öfters stundenlang der Fall war, so brachte Schweizer immer eine Unterhaltung auf die Bahn, welche den Geist beschäftigen und den Kreis der Ideen erweitern konnte. So wurden z. B. Endreime auszufüllen aufgegeben, oder ein Thema, über welches alle Anwesenden aus dem Stegreif Briefe in entgegengesetztem Sinne schreiben mußten. Der Graf von Giech gewann einmal seine Wette, daß er zu gleicher Zeit in einem abstrakten Buche lesen und genaue Rechenschaft davon geben, zwei verschiedenen Personen verschiedene Aufsätze fehlerfrei diktiren und dazwischen selbst einen Brief von ganz anderm Inhalt schreiben wolle und das Alles innerhalb einer einzigen Stunde. Die Künstler zeichneten Bildnisse von den Mitgliedern der Gesellschaft, oder Carrikaturen; oder sie füllten fünf aufgegebene Punkte mit dem Kopf, den beiden Händen und Füßen einer regelmäßig gebildeten menschlichen Figur in den schwierigsten Stellungen aus. Landparthien, kleine Reisen und gemeinschaftliche Badekuren führten immer neuen Wechsel herbei.

Nicht bloß Schweizer's Haus, sondern auch sein Herz und sein Beutel standen seinen Freunden immer offen. Viele derselben haben, theils für sich selbst, theils für bedrängte Schützlinge, von seiner edlen Bereitwilligkeit, überall auszuhelfen, Gebrauch gemacht. Lavater empfahl ihm alle seine vielen Armen, und erhielt immer was er für dieselben verlangte. Ohne Schweizer's kräftige Unterstützung hätte Lavater's Sohn, Heinrich, sich nicht so lang im Ausland aufhalten und zum gewandten Weltmann ausbilden können. Pfenninger gerieth bei geringen Einkünften und großem Kindersegen häufig in Verlegenheit und berichtete, womit ihm

gedient wäre, oder es bedurfte eines Bürgen für einen Anverwandten, und der treue Freund war immer bereit, solchen Wünschen zu entsprechen.

Schweizer war von dem Grundsatz durchdrungen, er selbst, sowie jeder andere Reiche, sei verpflichtet, die Stelle eines Zahlmeisters der Vorsehung auf dieser Welt zu vertreten, und folgte dieser Ueberzeugung ohne Rücksicht auf eigene Entblößung und Einbuße. Wie manche heruntergekommene Haushaltung, wie viele junge Leute von Talent, welchen die nöthige Unterstützung, dasselbe zu entwickeln, gebrach, fanden bei Schweizer nicht nur Geld, sondern auch noch Theilnahme, guten Rath und wichtige Empfehlungen. Er hat in dem Zeitraum von 1775 bis 86 in seiner Vaterstadt unendlich viele Wohlthaten anspruchslos und im Stillen ausgeübt.

Allein die Leichtigkeit, womit er Fremde aufzunehmen und Dürftige zu unterstützen pflegte, ward auch öfters, mitunter auf die grellste Weise, mißbraucht. So machte er z. B. in den ersten Jahren seiner Ehe die Bekanntschaft eines geistreichen, aus den Jonischen Inseln gebürtigen Abenteurers, Baselli, der sich mit einem Schwager, Namens Vero, in Zürich aufhielt. Diese abgefeimten Gesellen hatten sich dermaßen bei ihm eingeschmeichelt, daß sie täglich in seinem Hause steckten und ihn endlich sogar zum Hazardspiel bei verschlossenen Thüren zu verleiten wußten. Schweizer, der das Geld nicht achtete und nicht um Gewinn, sondern bloß spielte, um das blinde Glück zu erproben, hatte, wie es die Regel mit sich bringt, im Anfang immer gute Karten; bald aber verlor er fortwährend bedeutende Summen. Jetzt ward er aufmerksam, und da er, einmal gereizt, mitunter einen nicht geringen Scharfsinn anzuwenden vermochte, so belauschte er nun den Kartenschläger so lange, bis er ihm endlich seine künstlichen Handgriffe abgemerkt hatte. Ein anderer würde den Spitzbuben aus der Thüre geworfen haben; aber Schweizer war nicht der Mann, welcher das angebotene Gastrecht, selbst gegen Unwürdige, verletzt hätte. Er begnügte sich damit, dem entlarvten Gauner einmal das Spiel so zu legen, wie dieser es mit seinem edlen Wirth getrieben und sprach trocken lachend: „So macht

man es, wenn man seine Leute prellen will." Daß der beschämte Baselli nicht wieder kam und aller Umgang abgebrochen wurde, versteht sich von selbst.

Man würde sich irren, wenn man aus demjenigen, was bis dahin erzählt worden, schließen möchte, Schweizer habe seine Zeit nur geselliger Unterhaltung und einer Art von geistreichem Müßiggang gewidmet. Es war ihm vielmehr hoher Ernst damit, sich tief in alles menschliche Wissen hineinzuarbeiten, und drei Viertheile des Tages brachte er auf seinem Studierzimmer zu. Er hatte sich nach und nach eine bedeutende Bibliothek angeschafft; las Bücher aus den verschiedenartigsten Fächern, mit der Feder in der Hand, und vergaß selten wieder, was er einmal, wenn auch nur kursorisch, gelesen. Allein der Mangel an gründlicher Logik und systematischem Schulunterricht, verbunden mit einer nie befriedigten Wißbegier, die immer von einem Zweige zum andern hüpfte, hinderten ihn, irgend ein Fach mit der nöthigen Sammlung beharrlich zu verfolgen und zu ergründen.

Dann übten auch die verschiedenen Menschen, mit welchen er abwechselnd in Verbindung kam, den entschiedensten Einfluß auf seine stets veränderliche Geistesrichtung aus.

Von Lavater's Religiosität begeistert, las er einst eine geraume Zeit lang bloß theologische Schriften und Predigten, verstieg sich sogar bis in die Apokalypse und schrieb ganze Stöße von Commentaren über die Bibel. In jener Epoche hatte er sich von phantastischer Schwärmerei auf einen solchen Grad hinreißen lassen, daß er Lavater auf dessen bekannter Reise zu Pater Gaßner begleitete und seinen wahnsinnigen Bruder Jacques mitnahm, um diesen durch den berüchtigten Teufelsbanner exorzisiren zu lassen. Allein der böse Geist ward vergebens beschworen und Schweizer lachte nachher selbst über seine Leichtgläubigkeit.

Als er später mit den damals in Zürich vorhandenen philosophischen Köpfen, wie Steinbrüchel, Hottinger, Bürkli, dem satyrischen Witzbold

Meister u. a. m. bekannt und von solchen Männern auf ihre Seite hinüber gezogen wurde, verfiel er in das entgegengesetzte Extrem, schmiß alle seine Commentare über die Offenbarung in den Ofen, spielte, noch weiter als seine Vorbilder gehend, den Freigeist und fing sogar an, des edeln Lavater's menschlichen Schwachheiten nachzuspüren, Anekdoten darüber zu sammeln und mißdeutete manche seiner wohlmeinenden aber excentrischen Aeußerungen. Er hat ihm aber in der Folge wieder volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, blieb immer in freundschaftlicher Beziehung mit ihm und schrieb, als er in einem entfernten Welttheil die Auflösung dieses hochherzigen Märtyrers vernahm, von ihm:

„Wie dein Johannes, so sprach, so übt er die Lehre der Liebe,
Heiland der Christen, auch ihn leg an die göttliche Brust."

Und an einem andern Ort, wo er Lavater „einen frommen und heiligen Lehrer" nennt:

„Leben der Zukunft, du bist! Denn solche erhabene Seelen
läßt dem hauchlosen Nichts nimmer die Gottheit zum Raub."

Innerhalb von zehn Jahren hatte Schweizer von Allem genascht, was damals an wissenschaftlicher Tagesordnung war. Er durchstöberte die Kirchenväter, studirte religiöse und profane Geschichte, Statistik, Politik, Commercial- und Commerswesen, Pädagogik, Aesthetik, der Himmel weiß, was Alles sonst noch, sogar Geburtshülfe und auch noch das Militär; denn als ein Schweizer war er verpflichtet, in der zürcherischen Landmiliz zu dienen, bei welcher er als Hauptmann einer Freikompagnie angestellt war, und bei den wöchentlichen Versammlungen und Waffenübungen der Collegianten (ein Corps freiwilliger Bürger) zeichnete er sich durch besondern Eifer und eine schöne Montur aus.

Mitunter fiel ihm ein, über irgend einen Gegenstand, der ihn für den Augenblick beherrschte, selbst eine Abhandlung oder sogar ein ganzes Buch zu verfertigen; er sammelte dann alle erdenklichen Materialien darüber und entwarf Pläne auf zerstreute Blätter, wo immer mehr ausgestrichen, als stehen geblieben war. Allein es kam gewöhnlich damit nicht einmal zu einem ordentlichen Anfang und er ließ, von einer

neuen Idee hingerissen, Alles wieder liegen. Im ganzen Laufe seines Lebens hat er bloß einige Reisebeschreibungen und Memoriale, nebst einem Heft Epigramme und andere Gedichte nach seiner Weise vollendet, daneben aber noch eine ungeheure Zahl von Concepten zu poetischen Episteln und Heroiden und zu philosophisch-politischen Werken hinterlassen, die so flüchtig hingesudelt sind, daß man seine sonderbaren Schriftzüge genau kennen muß, um diese verworrenen Kladden zu entziffern und zu errathen, welche Gedanken ihm jedesmal durch den Kopf gingen.

Dieser Hast, von einem Gegenstand zum andern überzuspringen, war er sich so gut bewußt, daß er einst in seine zu eigener Beherzigung gedichteten „Lebensregeln eines Sonderlings" das Distichon schrieb:

Nicht im Galoppe durchirre brausend der Weisheit Gefilde.
Früchte und Blumen pflückt nur wer sie verweilend durchgeht!

Doch der Dämon, der ihn rastlos vorwärts trieb, ließ sich nie durch bessere Einsicht bezwingen. Französisch schrieb er fließender als deutsch, jedoch mit Germanismen untermischt und sündigte in der letzteren Sprache häufig gegen die ersten Regeln der Grammatik, wie dieses aus seinen eigenen Worten, die hie und da in diesen Blättern angeführt werden, hervorgeht. Seine Gedanken nehmen öfters einen hohen Schwung; eine Menge seltener und wirklich selbst erschaffener Bilder stand ihm zu Gebot; diese wurden aber nie mit kritischem Geschmack gewählt, und seine Ausdrücke waren meistens gesucht. So findet man in seinen Gedichten z. B. schleppgehangene Segel, erzne Fernrohre, hohen Meeresgewälzes Stöße, stromumschwemmte Häuser, fichtenstarrende Berge, u. a. m. Die Gesetze der Metrik hat er nie beobachtet; den Reim verabscheute er, weil dieser nur mit Anstrengung gefunden wird. Die alten Classiker, nach welchen er sich zu bilden trachtete und die er stets als Muster empfahl, kannte er nur aus Uebersetzungen.

Inzwischen erwarb er sich einen ungeheuren Reichthum vielseitiger Kenntnisse, welche, wenn auch bloß oberflächlich, doch beinahe von Allem etwas enthielten, was in den Kreis des menschlichen Wissens

gehört. In der Anwendung dieser Kenntnisse gerieth er zwar gewöhnlich auf Abwege, sein Umgang war aber doch mitunter lehrreich, wenn er die Fülle seines trefflichen Gedächtnisses aufschloß. Ueberall bestrebte er sich, gemeinnützig zu sein, durch seine Ideen wie durch sein Geld und durch alles was ihm das Glück zugetheilt, oder was er sich selbst erworben hatte. Ganze Bretter seiner Bibliothek standen leer, indem er Jedem Bücher mittheilte, der ihn darum ansprach. Besonders trachtete er jungen Leuten Geschmack für Geistesbildung einzuflößen, wobei er in der Auswahl der Mittel stets auf ihre Fähigkeiten Rücksicht nahm und denselben nie ein Buch empfahl, das ihnen hätte schaden können. So verdanke ich ihm die erste Bekanntschaft mit Stillings Jugendgeschichte, die er mir hinschob und mir dagegen ein anderes Buch aus der Hand nahm, welches wahrscheinlich meine Fassungskraft damals noch überstiegen hätte. Für die bildende Kunst nährte er eine eigentliche Leidenschaft und sammelte nach und nach viele Kupferstiche, Handrisse, später auch Gemälde, Münzen und Erzeugnisse antiker Plastik, ward aber öfters getäuscht, und bekam Copien für Originale, indem er nie Geduld genug besaß, um sich Technik, Archäologie und alle erforderlichen Hülfswissenschaften anzueignen. Er zeichnete auch selbst, zumal in seiner Lavaterischen Epoche, wo Physiognomik, womit er sich sein ganzes Leben durch vergeblich abmühte, sein Hauptstudium war. Damals ließ er sich blödsinnige Menschen aus dem Spital holen und skizzirte ihre Köpfe, hat aber nie die Fertigkeit erlangt, einen reinen und richtigen Umriß auf das Papier zu bringen. An Ausarbeitung war bei solcher Flüchtigkeit nicht zu denken. Sein ganzes Treiben war Fragment, das Leben zu kurz, um nur den hundertsten Theil von Allem zu erreichen, wonach seine dürstende Seele strebte.

Magdalenen's sehnlicher Wunsch, wenigstens nur einmal Mutter zu werden, blieb unerfüllt, worüber auch Schweizer sich innig grämte. Er hatte sich so viel mit pädagogischen Studien beschäftigt, sich mit

Pestalozzi so häufig über Unterricht und Erziehung besprochen und sollte nie Gelegenheit finden, seine gesammelten Theorien praktisch anzuwenden und Menschen nach seinem Ideale zu bilden! Als er endlich überzeugt war, daß er auf die Hoffnung, eigene Kinder zu bekommen, verzichten müsse, so verfiel er auf den Gedanken, sich, wie er sagte, durch Annahme eines fremden Kindes „die Illusion der Vaterfreuden zu verschaffen". Er hatte in St. Moritz die Bekanntschaft eines bündtnerischen Geistlichen, Heinrich Bansi von Steinsberg (Ardez), damaligen Pfarrers zu Fläsch, gemacht. Dieser war in der Herrenhutergemeinde zu Neuwied erzogen worden und studirte nachher in Halle, woselbst er sich aber schon nicht mehr zu den Zinzendorf'schen Glaubensgenossen zählte. Bansi war ein großer, schwarzbärtiger Mann mit einer kräftigen Gesichtsbildung, unruhig, verschmitzt und zu Intriguen geboren, dabei ein gewandter Schwätzer, der die schönsten Grundsätze mit feuriger Beredsamkeit vorzutragen, seine Leute bald zu durchschauen, zu gewinnen und für seine Zwecke zu benutzen verstand. Bei einer schlechten Pfründe hatte er seine Frau und viele Kinder zu ernähren und selten Geld genug, um seinen Hang zu immerwährendem Herumschweifen zu befriedigen.

Schweizer, dessen Vertrauen in edlere Menschheit durch die bittersten Erfahrungen nie geschwächt werden konnte, war eine Eroberung für Bansi. Dieser stellte sich Jenem als einen aufrichtigen, kecken Freund und Verfechter der Wahrheit dar, und wußte dessen Lieblingsmeinungen so anspruchslos und als wären dieselben seine eigenen, zu schmeicheln und zu huldigen, daß Beide bald auf Du und Du und auf's Innigste verbunden waren.

Der geistliche Hirt, welcher gewohnt war, seine Heerde sich selbst zu überlassen, fand öfters Zeit, nach Zürich zu kommen und hier seinen Freund auf manigfaltige Weise in Anspruch zu nehmen. Daß er mitunter auch Geld bedurfte und dessen immer mehr erhielt, als er begehrte, versteht sich von selbst.

Wie er nun gewahr wurde, daß Schweizer nach einem Kind verlange, so war er gleich bereit, ihm eines der seinigen abzutreten. Kein Opfer war ihm für den theuren Freund zu schwer! Schweizer nahm das Anerbieten gleich mit beiden Händen an, jedoch nicht unbedingt. Er wollte vollständige Vaterrechte über das ihm anvertraute Kind erhalten, förmlich befugt sein, dasselbe ganz genau nach seinem Sinn und ohne Einwirkung der Eltern zu erziehen, dann aber auch für den Pflegling in jeder Beziehung väterlich besorgt sein und ihm ein reiches Auskommen für das ganze Leben sichern.

Bansi ging alle diese Bedingungen ein und es wurde sogar ein förmlicher Vertrag darüber ausgewechselt; er brachte sein ältestes achtjähriges Töchterchen im September 1783, wenige Tage nachdem Magdalenen's Mutter gestorben war, nach Zürich und überlieferte es den neuen Pflegeeltern. Babette, ein kleines, feines Figürchen, was die Franzosen „un chiffon“ nennen, mit einem eher häßlichen als schönen, von Sommersprossen bedeckten Gesichtchen, aus welchem über dem stumpfen Näschen ein Paar schwarze Augen wie glühende Kohlen hervorblitzten, gefiel durch eine Lebhaftigkeit, die aus südlichen Himmelsstrichen herzustammen schien. Sie war schmiegsam, flüchtig wie eine Eidechse, verschmitzt wie ihr Vater und hoch erfreut, sich aus der heimatlichen und ärmlichen Wirthschaft zu Fläsch in ein schönes Haus und in glänzende Umgebungen versetzt zu sehen. Sie hatte sich auch bald bei Schweizer und seiner Gattin eingeschmeichelt. Er hielt das kleine, pfiffige Ding für ein Genie, aus dem er ein Wunder der Geistigkeit zu bilden hoffte. Allerdings mochten viele Anlagen bei ihr vorhanden sein; diese aber hätten, um keine schiefe Richtung zu nehmen, durch beharrliche Anwendung einfacher, allein tief durchdachter und auf den Charakter des Kindes berechneter Grundsätze geweckt und entwickelt, daneben aber eine Menge bereits tief eingewurzelter Fehler ausgerottet werden sollen.

Eine solche Beharrlichkeit mangelte aber Schweizer und Magdalenen gänzlich. Er selbst war immer durch tausend widersprechende Ideen zer-

streut, und sie zu gemächlich, um früh und spät Babette's Betragen zu beobachten, zu bewachen und ihre Neigungen nur zum Guten zu lenken. Zwar gab sie ihr eine Art von Unterricht in der französischen Sprache und wechselte mit Bansi's Frau, einer gebornen Lorsa, die sie ihre Mitmutter nannte, viele Briefe über das Kind; es wurden allerlei Lehrer für dasselbe angestellt; beide Pflegeeltern meinten es redlich und beschäftigten sich wohl in einzelnen Stunden mit dem unterhaltenden kleinen Wesen; dann kamen aber Besuche oder es gab andere Abhaltungen und so fiel Babette's Erziehung größten Theils der alten, ehrlichen Gritte zur Last, die ihre liebe Noth mit dem Mädchen hatte, das früh schon im Naschen und Lügen seines Gleichen suchte. Daß gewöhnliche Strafen für kindliche Vergehen, zumal körperliche Züchtigungen nicht zu Schweizer's pädagogischen Hülfsmitteln gehören durften, ist leicht zu begreifen; er glaubte Babette bloß durch ein geschärftes Ehrgefühl leiten zu können. Es wurde daher für den schlimmsten Fall ein Kleid von dem allergröbsten Packtuch angeschafft und das Kind, wenn die gewissenhafte Gritte eine erweisbare Klage gegen dasselbe anhängig machte, in diese Züchtlingsjacke gesteckt und als ob gar nichts vorgefallen wäre, zu Lehrern und Anverwandten geschickt. Im Anfang kränkte dieses sonderbare Strafmittel seine Eitelkeit allerdings gewaltig; da dasselbe aber häufig angewendet werden mußte, so setzte Babette sich bald darüber hinweg und trachtete, wenn sie über die Veranlassung ihrer Demüthigung befragt wurde, durch einfaches Bekenntniß des begangenen Fehlers sich wenigstens den Anstrich gutmüthiger und naiver Aufrichtigkeit zu geben. So schrieb sie einst (im April 1785) an ihren Vater: „Die Mama sorget immer, daß ich auch ein gut Herz bekomme, „aber das ist leider noch nicht meine Natur, und daß ich die Wahr„heit selber wäre.“ Ihre Erziehung war übrigens so liberal, daß sie am Ende Alles thun konnte, was ihr einfiel, wenn ihre muthwilligen Streiche nur immer unter witzigen Formen ausgeführt wurden.

Neben dem gewöhnlichen Elementarunterricht, bei welchem sie sich nichts weniger als fleißig und aufmerksam bezeigte, erhielt sie auch An-

leitung im Zeichnen Da sie täglich von Kunst sprechen hörte, immer viele Bilder vor Augen hatte, infolge des Nachahmungstriebes, der allen Kindern innewohnt, dergleichen auch versuchen und lieber Fratzen auf das Papier kritzeln, als schöne Schriftzüge nachbilden wollte, so glaubte Schweizer, einen entschiedenen Beruf zur Kunst in ihr entdeckt zu haben. Diesen gehörig aufzumuntern und zu entwickeln, ward nun seine fixe Idee für das Kind und es sollte wenigstens ihm nicht zur Last gelegt werden können, wenn Babette dereinst nicht als eine zweite Angelika auftreten dürfte.

Wer mehr in einer abstrakten Gedankenwelt als in der wirklichen lebt und seinen Geist mit idealen Theorien übersättiget, der wird auch immer überspannte Forderungen an das Leben machen. So betrachtete Schweizer die Welt aus einem höhern Gesichtspunkte, als ihn der Aufenthalt in einer kleinen Stadt den Bewohnern derselben gewöhnlich anweisen mag. Seine Begriffe von einer Republik waren aus den glänzendsten Epochen des Alterthums geschöpft, und in jedem Rathsherrn und Zunftmeister von Zürich hätte er gerne einen römischen Senator und Tribunen verehrt. Ohne Rücksicht auf Zeit und Raum wollte er alle Angelegenheiten des engern Vaterlandes in dem hohen Sinn ehemaliger Weltbeherrscher behandelt wissen. Wenn er aber den großen Maßstab der Geschichte an dasjenige legte, was in Folge beschränkter Umstände dem Streben der Regierung sowohl als der untergeordneten Bürgerklasse zum Gegenstande diente, so erschien ihm Alles klein und verkrüppelt. Er verkannte und mißdeutete den klugen, haushälterischen Geist, der in Zürich geringe Mittel zu Rathe ziehen mußte und hielt sich über den dürftigen Zuschnitt auf, der allerdings den vorhandenen Einrichtungen eine spießbürgerliche Außenseite gab. Er vermißte die gewünschte republikanische Freiheit im Umtausch ungewöhnlicher Ideen. Mancher kleinere oder größere Mißgriff wurde laut von ihm gerügt. Waser's Hinrichtung z. B. hatte sein Gefühl empört, und Schlötzer's

Schriften, die er begierig las, steigerten seine Begriffe noch mehr. Seine Empfänglichkeit, das Lächerliche aufzufassen, fand täglich in der breiten Weitschweifigkeit, womit öffentliche und Privatgeschäfte behandelt wurden, einen vollkommenen Stoff zu scharfen Satyren.

Nebst dem Triebe nach tief eingreifender Thätigkeit glühte auch Ehrgeiz in Schweizer's unruhiger Seele. Er hätte an der Staatsverwaltung theilnehmen, dabei reformiren, neu beleben und dem politischen Rad einen rascheren Umschwung geben mögen. Seine vielseitigen Kenntnisse, seine ausgebreiteten Verhältnisse im In- und Auslande und sein bedeutendes Vermögen schienen auch seine Ansprüche auf irgend eine Auszeichnung zu rechtfertigen. Allein sein Mangel an Beharrlichkeit für angestrengte Arbeit, in einem Kreise, wo man „das Kleinere nicht verschmähen darf, um zu Größerem sich zu erheben", und seine bekannte Geistesrichtung konnten den in Zürich vorherrschenden Grundsätzen nicht zusagen und so gelangte er, als er das erforderliche Alter erreicht hatte, nicht einmal dazu, von seiner Zunft zum Zwölfer (Mitglied des Großen Rathes) ernannt zu werden. Diese Hintansetzung kränkte ihn tief und weit mehr, als er jemals eingestehen wollte, denn er hatte darauf gezählt, und sich, als dazu geeignet, vorgenommen, in öffentlichen Aemtern viel Gutes nach seiner Einsicht zu wirken. Allmälig ward ihm nun die Vaterstadt zu eng, alles politische und merkantilische Treiben darin erschien ihm wie eine von Liliputern aufgeführte Komödie, seine eigene Handlung wie elende Krämerei. Er glaubte sich über die streng geregelten Formen eines kleinen Schweizerstaates erhaben und dürstete nach Einfluß in größere Verhältnisse auf einem ausgedehnteren Schauplatz.

Schweizer's Seele war ein Bild der Außenwelt, in welcher damals eben eine Menge verworrener Elemente zu gähren begannen. Eine große Masse von Kenntnissen hatte sich allmälig und überall verbreitet; allein die Erkenntniß einer wahren und richtigen Anwendung fehlte überall bei dem manigfaltigen philantropischen Treiben, welches die bürgerliche Gesellschaft in Bewegung gesetzt und bereits für die Aufnahme neuer Formen empfänglich gemacht hatte.

Da ging aus Adam Weißhaupt's glühender Phantasie der Gedanke hervor, einen großen Verein aller aufgeklärten Männer von Europa zu stiften, welcher dem Aberglauben, allen Mißbräuchen und Gebrechen der Gesellschaft entgegenwirken und durch geistige Vervollkommnung die gesammte Menschheit auf eine höhere Stufe emporheben sollte. Er stiftete den Orden der Illuminaten, welcher sich innerhalb weniger Jahre in ganz Deutschland ausbreitete und seine Verzweigungen schon in angrenzende Länder hinüber zu treiben vermochte, als diese gigantische Verbrüderung plötzlich im Jahr 1785 durch Karl Theodor von Bayern gewaltsam aufgelöst, verfolgt, und der fernere Beitritt zu ähnlichen Verbindungen als Staatsverbrechen verpönt wurde.

Allein der Impuls war gegeben und in der Schweiz, bis wohin der Einfluß des Pater Frank nicht reichen konnte, hatten sich mehrere gute Köpfe bereits zur Stiftung einer solchen Gesellschaft unter einander verstanden. Ob sie unmittelbar mit dem von Weißhaupt früher gebildeten Kern zusammen hingen, oder selbstständig ähnliche Zwecke verfolgten, und wer eigentlich das Oberhaupt dieses schweizerischen Illuminatenordens gewesen, möchte schwerlich mehr auszumitteln sein. Wahrscheinlich aber war der als Arzt berühmte Canonikus Rahn einer der ersten und bedeutendsten unter diesen Männern. Beinah in allen Schweizerstädten wurden Mitglieder zu dieser Verbindung geworben, welche, gleich dem Orden der Freimaurer, verschiedene Grade in sich faßte und nur die Eingeweihten wußten um den Zusammenhang des großen Ganzen. So entstand in Zürich eine „Gesellschaft zur Förderung häuslicher und sittlicher Glückseligkeit", in welche Männer aus allen Ständen und Altern aufgenommen wurden.

Bei der ersten Sitzung dieser Gesellschaft hieß es, „Menschen lieben, „erziehen, bilden, zum Guten stimmen, nicht durch Declamation, nicht „durch jesuitische List, nicht durch despotischen Zwang, sondern durch „Aufklärung, Belehrung, Begünstigung, Unterstützung, Belohnung, durch „solches Bestreben könnte nach und nach ein ganzes Land umgestimmt „und seinem moralischen und politischen Untergang entzogen werden.

„Man muß Kraft gegen Kraft, die Tugend dem Laster entgegenstellen. „Aber alle gewaltsame Reform ist verwerflich!“ Nur allgemeine Untersuchung über Staatssachen wurde gestattet; „Verwahrung gegen politische Wirksamkeit ausbedungen.“ Die Hauptzwecke der Gesellschaft waren: „Jedem Guten ohne Unterschied aufzuhelfen; die „Quellen herrschenden Unglücks und Jammers und Zerrüttung einzelner „Haushaltungen und Subjekte und der daraus herrührenden „Entkräftigung des ganzen Staatskörpers, aufzusuchen; „den kräftigsten Mitteln nachzuspüren, wodurch Laster gefesselt, Bosheit „vereitelt, Tugend und Wohlstand befördert, wodurch besonders die „bisher für die verführbare Jugend allzu unkräftigen Reize zur Recht-„schaffenheit, Arbeitsamkeit, Tugend, Gottesfurcht und Menschenliebe „anziehender und lockender gemacht werden könnten“.

Jedes Mitglied verpflichtete sich bei seiner Aufnahme, „die Leitung „und Bildung eines Jünglings, die Aufsicht über dessen moralischen „Charakter und Fortgang in seiner Kunst und Wissenschaft zu über-„nehmen und der Gesellschaft davon Rechenschaft zu geben.“ Diese Aufsicht über solche Zöglinge erstreckte sich, vermittelst mannigfaltiger und meist geheimer Verbindungen, bis in's Ausland.

Solche Zwecke waren allerdings wohlmeinend, edel, und durften, ohne Argwohn zu erregen, öffentlich ausgesprochen werden; auch wurden dieselben nichts weniger als geheim gehalten. Welche höheren Pläne aber in dem Zusammenhang des Ordensmeisters mit den einzelnen Vorstehern der zahlreichen und verschiedenen Gesellschaften anderer Schweizerstädte noch weiter zu Grunde liegen mochten, das wurde mit einem mystischen Schleier verdeckt gehalten und viele achtbare Mitglieder dieses Vereins ahnten nicht einmal, daß sie bloß untergeordnete Werkzeuge unbekannter Vorsteher waren.

Indessen geht aus der Natur der Sache hervor, welche Gewalt einzelne, wenn auch edle Männer sich zueignen und bei irrigen Ansichten mißbrauchen können, wenn das Ende so vieler und alle Klassen der

bürgerlichen Gesellschaft durchwebender Fäden in ihrer leitenden Hand zusammentrifft. Schon die über ausgewählte und als fähig erachtete Jünglinge selbst in weiter Entfernung sich ausdehnende geheime moralische Polizei erscheint bedenklich.

Die Stifter dieser Gesellschaft suchten alle gebildeten, angesehenen und vorzüglich alle reichen Männer für ihre Zwecke zu gewinnen. Auch Schweizer, der bei den Freimaurern in Zürich nicht gefunden, was er erwartet hatte und auf der untersten Stufe dieser Verbrüderung stehen geblieben, wurde nicht übergangen und kein Mensch war mehr als er dazu geeignet, von solchen philantropischen Plänen begeistert zu werden. Er war längst ein Perfektibilist und Illuminate, bevor der Orden bestand. Er war ein feuriger Patriot zu einer Zeit, wo dieser Name noch als Ehrentitel galt und keine besondere Partei bezeichnete. Er verabscheute, wie gewaltsame Staatsumwälzungen noch nicht an der Tagesordnung waren, jede Meuterei gegen gesetzmäßige Ordnung. Aber er wollte doch die Welt aus ihrem Alltagsgeleise gehoben wissen, er wünschte selbst mit Hand anzulegen, ohne noch zu wissen, wo er zugreifen sollte, und nun zeigte sich ihm auf einmal die gewünschte Gelegenheit, sicherer und tiefer eingreifend, als es nach seiner Ansicht durch die mechanische Amtsführung gewöhnlicher Behörden geschehen konnte und gleichsam wie die waltende Vorsehung, durch rein moralische Mittel, Segen über die Menschheit zu verbreiten! Seine Phantasie loderte in lichten Flammen auf; der Zweck der Illuminaten wurde seine fixe Idee und er beschloß, demselben alle seine geistigen und ökonomischen Kräfte zu widmen.

Wahrscheinlich wurde er gleich von Anbeginn, wenn nicht in die geheimsten, doch wenigstens in die höheren Pläne der Oberhäupter eingeweiht, vielleicht bekleidete er selbst eine angesehene Stelle unter denselben, denn er beschäftigte sich wenig mit Details und wohnte den Versammlungen der allgemeinen Gesellschaft, obgleich er von dieser zum ersten Protokollführer ernannt worden war, nur selten bei; betrieb aber

außer derselben ihre ausgedehnten manigfaltigen Angelegenheiten eifrig und steuerte mit vollen Händen in die Kasse.

Diese Gesellschaft hat in einem kurzen Zeitraum für ihre öffentlich ausgesprochenen Zwecke unendlich viel Gutes gethan; nicht im Sinne gewöhnlicher Wohlthätigkeit, welche bloß Almosen austheilt, denn Bettler wurden in die öffentlichen Armenanstalten und dürftige Kranke in das Spital gewiesen; dagegen unterstützte sie, wie es die noch vorhandenen Rechnungen uud Protokolle beweisen, eine Menge heruntergekommener Haushaltungen nicht nur mit Geld, sondern durch zweckmäßige Anwendung dieser milden Gaben, indem sie verwahrlosete Menschen unter förmliche Vormundschaft nahm und nicht verließ, bis dieselben gebessert und durch eigenen neuen Fleiß wieder emporgekommen waren. Sie ließ junge Bürger zu Handwerkern, bessere Köpfe zu wissenschaftlichem Berufe bilden, sorgte für sie auf ihrer Wanderschaft und auf auswärtigen Anstalten, verhalf ihnen noch zu dem nöthigen Werkzeug und zu vortheilhafter Anstellung, sobald sie zur Ausübung des Erlernten reif waren, und wirkte durch ihre Mitglieder, je nach den verschiedenen Fähigkeiten derselben, günstig auf alle Zweige der öffentlichen und Privatindustrie. Inwiefern die geheimen und obersten Vorsteher die Gemüther auf eine allgemeine politische Umgestaltung vorsätzlich, oder von dem Andrang der Zeitverhältnisse blindlings getrieben, durch anderweitige Einwirkungen vorbereitet haben mögen, wage ich nicht zu entscheiden.*)

*) Die Mitglieder dieser „Gesellschaft zur Beförderung häuslicher und sittlicher Glückseligkeit" (welche mit der schon früher von Lavater gestifteten und jetzt noch bestehenden „moralischen Gesellschaft" nicht verwechselt werden muß) scheinen nach und nach, seitdem ihre eifrigsten Mitglieder, wie der Canonikus Rahn, Schweizer, u. s. w. in andere Verhältnisse übergetreten, lauer geworden zu sein und besuchten dieselbe so selten, daß sie endlich während der Revolution ganz aufgelöst und der Ueberrest ihrer Fonds zum Behuf eines Armenschul-Fonds der damals neu errichteten Hülfsgesellschaft übertragen wurde. D. H.